

LEBEN & FAMILIE

www.waz.de/familie

Nicht nur im November

Friedhöfe sind Orte, die wir seit unserer Kindheit kennen. Furcht einjagen müssen sie uns aber nicht. Weil sie Orte der Erinnerung sind, der Besinnung und des In-uns-Gehens

Von Susanne Schramm

Essen. Die Mauern ragen hoch auf. Hinter ihnen herrscht plötzlich Ruhe. Ruhe vor dem Lärm der Stadt, Ruhe vor all den Gedanken, die mich immerzu umtreiben. Nein, keine Stille. Und auch kein Stillstand. Ich höre den Gesang der Vögel. Ich sehe Menschen, die entlang der Wege gehen. Die, die sich hinunter bücken, um etwas einzupflanzen oder andere, die das gießen, was dort noch blüht. Wieder andere zünden Kerzen an. Im November sind es ganz besonders viele. Der November ist der Monat des Gedenkens. Allerheiligen, Allerseelen und Totensonntag. Ein Monat, in dem es dunkel wird. Und kalt.

Friedhöfe haben trotzdem ganzjährig Saison. Weil es Orte sind, die wir seit der Kindheit kennen. Und die uns, gerade deshalb, keine Furcht einjagen müssen. Es sind Orte, wo wir mit der Oma den Opa besucht haben und die Eichhörnchen mit Nüssen gefüttert. Später, viel später, haben wir eigene Besuche gemacht. Bei Freunden, die von uns gegangen sind. Ohne uns je verlassen zu haben. Friedhöfe sind Orte der Erinnerung. Und zugleich sind Friedhöfe Orte der Besinnung und des In-uns-Gehens. Umgeben von Natur und im guten Gefühl, sehr lebendig zu sein.



Zur Ruhe kommen und sich besinnen: Orte wie der Südfriedhof in Essen können nicht nur besucht werden, um zu trauern.

FOTO: KAI KITSCHENBERG

„Der Tod erscheint durch den Ort gezähmt und gebändigt.“

Jula Elene Well, Ruhr-Uni Bochum

„Was ich an Friedhöfen so unglaublich attraktiv finde: Sie konfrontieren uns, anhand der Grabsteine, auf denen man Namen, Lebensdauer und manchmal auch den Beruf nachlesen kann, sehr konkret mit dem Tod – aber das ist überhaupt nicht bedrohlich“, sagt Jula Elene Well. Die Akademische Rätin lehrt und forscht am Institut für Religion und Gesellschaft der evangelisch-theologischen Fakultät der Ruhr-Uni Bochum. „Anders als in Krimis oder Sendungen wie ‚Autopsie‘ erscheint der Tod durch den Ort gezähmt und gebändigt“, sagt die promovierte Seelsorgerin und Pfarrerin, „er ist ein Teil des Lebens. Friedhöfe stellen Echofragen: Wie alt werde ich wohl werden?“

Friedhöfe können Mut machen

Als unsere zukünftigen Orte flüsteren sie zwar permanent das „memento mori“ – das „Erinnere dich daran, dass du sterblich bist“ –, aber das ist nicht etwas, was mich niederdrückt, sondern, im Gegenteil, etwas, das auch meine Lebendigkeit einfordert: Wie werde ich gelebt haben?“ Friedhöfe, so die 37-jährige, könnten durchaus auch Mut machen: „Es wird zwar gestorben, aber die Welt dreht sich weiter. Die Spatzen singen noch, und die Blumen blühen. Der Friedhof ist ein Ort, der an unserer Seele baut: Ich gehe den

Weg, den schon vor mir Menschen gegangen sind und den nach mir Menschen gehen werden.“

Friedhöfe, so die Theologin, bilden insofern unsere Gesellschaft ab – „Wir alle haben irgendeine Beziehung zum Friedhof und hier gelten die gleichen Regeln wie in unserer Gesellschaft“ – aber sie haben darüber hinaus eine Funktion, die sie als „Seelenhygiene“ bezeichnet: „Sie dienen dem psychischen Wohlbefinden. Indem sie das Alltägliche aushebeln. Auf Friedhöfen gibt es keine Autos und keine Reklame. Man ändert die Gangart und dämpft die Stimme. Friedhöfe sind andere Orte im Normalen.“

Dass Friedhöfe „schaurige Orte“ seien, so die Wissenschaftlerin, habe erst die Horrorkultur des 18. Jahrhunderts populär gemacht:

„Hier wurden sie als gruselig inszeniert, als Spektakel in der Nacht, zur Geisterstunde, pünktlich zum Glockenschlag.“ In früheren Zeiten waren sie Mittelpunkte des Lebens am Tage: „Um die Kirchen herum angesiedelt, kam ihnen eher die Bedeutung eines Markt- und Messeplatzes zu. Da wurde gehandelt, diskutiert, gegessen und getrunken. Das änderte sich mit der Einführung der Bürgermeisterämter, die dann zu den zentralen Anlaufstellen wurden.“ Heute sei ihre Bedeutung erneut im Wandel begriffen.

„In dem Moment, als es in den 1990er-Jahren mit den anonymen Bestattungen vermehrt losging, waren sie nicht länger selbstverständlich die Orte, wo man mit der Familie hingehet und das Grab der Oma pflegt“, sagt sie, „knapp 20 Jahre

lang herrschte die Sorge, dass irgendwann überhaupt keine Friedhöfe mehr im herkömmlichen Sinne existieren würden. Sondern nur noch irgendwelche großen Wiesenflächen, wo man dann sagen konnte: ‚Hier liegt mein Toter.‘“ Auch ökonomische Gründe hätten dem Vorschub geleistet, Beerdigungen pragmatischer zu sehen. Inzwischen gibt es eine Gegenbewegung: „Familien feiern Geburtstage eines Verstorbenen auf dem Friedhof oder sogar gemeinsam mit ihr oder ihm Silvester.“ Die Erinnerungsnähe habe wieder zugenommen.

In den letzten Jahren gibt es immer mehr Veranstaltungen, die diese Orte in ihrer Viel-Dimensionalität zeigen. Künstler, Musiker und Schauspieler setzen alte Friedhöfe neu in Szene, es finden Führungen statt, Ornithologen stellen Vögel vor.

Well hat in Unna an diesen Bestrebungen mitgewirkt und Vorträge gehalten: „Wir wollen mit den Menschen ins Gespräch kommen und zeigen, dass Friedhöfe lebendige Orte sind.“ Das Reich der Toten muss man nicht fürchten. Tore zum Friedhof sind Tore zu einer anderen Welt. Aber auch Tore zu unserer eigenen Seele.

„Wir wollen zeigen, dass Friedhöfe lebendige Orte sind.“

Jula Elene Well, Ruhr-Uni Bochum

Weil sie die Wichtigkeit dieser Tore kennt, ist Well Mitglied im Friedhofsausschuss der evangelischen Gemeinde Dellwig in Fröndenberg: „Unser Friedhof ist so alt und so schön und man merkt – die Menschen hängen dran.“ Um das Gestrige für die Zukunft zu bewahren, werden dort die alten Grabsteine, deren Zeit abgelaufen ist, bewahrt und auf einem Rasenstück ausgelegt. Und auch in Sachen neuzeitlicher Begräbniskultur tut sich etwas: „Das Individuelle wird wieder wichtiger. Die Porträts auf Grabsteinen kehren zurück.“ Zudem habe in der mobilen modernen Gesellschaft etwas Bestand: „Die Mutter will dort begraben werden, wo sie gelebt hat. Nicht dort, wohin der Sohn, aufgrund beruflicher Veränderungen, gezogen ist.“ Als Orte der Erinnerung bleiben Friedhöfe insofern nicht nur unersetzlich, sondern auch unverwechselbar.

„Erinnere dich daran, dass du sterblich bist“: Grabskulptur auf dem Altstadtfriedhof in Mülheim.

FOTO: ANDREAS KÖHRING

Orte des Friedens

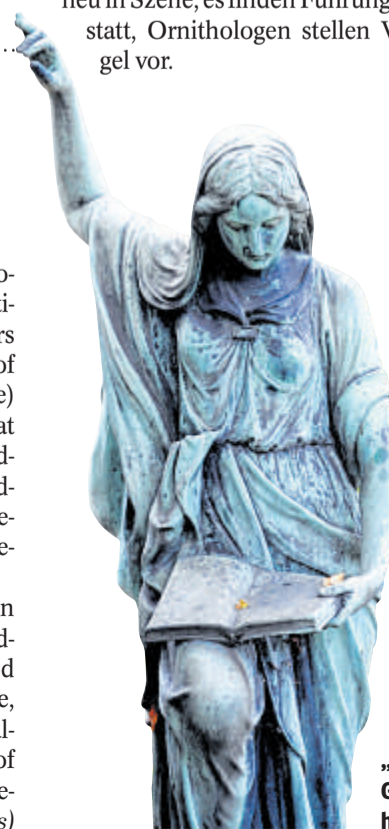
Zahlen, Fakten und Kurioses

An Rhein und Ruhr. Die Stadt Essen hat 23 städtische und 35 kirchliche Friedhöfe. Insgesamt erstrecken sie sich auf einer Fläche von 313 Hektar (davon 246 Hektar städtisch, 67 Hektar kirchlich). 2016 wurden 7500 Bestattungen durchgeführt (4700 auf städtischem, 2800 auf kirchlichem Grund).

Die Gesamtbestattungen sind in Essen in den letzten Jahren beinahe konstant geblieben. Für den städtischen Teil ist Grün und Gruga zuständig, konfessionelle Friedhöfe werden eigenverantwortlich durch die zuständige Kirchengemeinde betreut. Der älteste städtische Friedhof ist der in Rellinghausen am Glockenberg (1870).

Die Stadt Dortmund verfügt sogar über mehr als 333 Hektar städtische Friedhofsfläche. Als besonders sehenswert gilt der Ostfriedhof (16 Hektar, Robert-Koch-Straße) aus dem Jahr 1876. Mülheim hat über 100 Hektar städtische Friedhofsfläche, hier ist der Altstadtfriedhof (Kettwiger Straße 75) vom Beginn des 19. Jahrhunderts einen Besuch wert.

Kuriosität: Wer in Gelsenkirchen die Liebe zum erfolgreichsten städtischen Fußballverein über den Tod hinaus dokumentieren möchte, kann sich seit 2012 auf dem Schalker Fan-Feld auf dem Friedhof Beckhausen-Sutum mit Gleichgesinnten bestatten lassen. (sus)



FAMILIENBANDE

Von Gordon Wüllner



Die Fantasie ist die Realität

Die meisten Kinder würden zu Hause kaum von ihrem Tag in der Kita erzählen, warnte mich die Erzieherin an Devins ersten Kindergarten. „Ach, meine Quasselstrippe wird mir schon genug berichten“, dachte ich. Ich sollte Recht behalten. Allerdings bricht Devins Plapper-Passion erst dann aus, wenn er längst schlafen sollte. Und wie der Tag wirklich verlaufen ist, erfahre ich dann auch nicht. Jedenfalls nicht, wenn ich ihm mit meiner Vorstellung von Realität zuhöre.

Denn bei Devins Storys fühle ich mich wie die Väter seiner Kinderbuchhelden: Der Papa vom Drachen Kokosnuss kann es in Devins aktueller Lieblings-Gutenachtgeschichte nicht glauben, dass sein Sohn im Kindergarten gegen Piraten gekämpft haben soll. Auch ich finde, dass mein Sohn schnell nach Absurdistan abbiegt, wenn er ins Erzählen kommt: In einem Moment sitzen alle Kinder ruhig am Esstisch, aber dann stürmt plötzlich die Polizei herein und führt die Hälfte der Gruppe mit Handschellen ab. Die anderen Kinder versuchen derweil Gespenster mit dem Staubsauger zu fangen.

Nun ist es so, dass der kleine Drache Kokosnuss an seinem ersten Kindergarten tag tatsächlich böse Piraten davonjagt – und Devins Kita gelegentlich Besuch von der Polizei bekommt. Als er neulich davon berichtete, dass ein Streifenwagen vor der Kita geparkt habe und Warnwesten an alle Kinder verteilt worden seien, dachten alle: Das ist doch nur Kleinkinderfiktion! Stattdessen war es polizeiliche Öffentlichkeitsarbeit. Manchmal ist die geglaubte Fantasie eben doch die Realität.

Auch wenn Devins Polizisten in der Regel nicht aus Fleisch und Blut sind, so sind sie für ihn doch existent. Ich glaube: Devins erlebt seinen Alltag, wie seine Fantasie ihn malt. Seine Geschichten für bare Münze zu nehmen, könnte bedeuten, den Kita-Alltag wirklich wie ein Dreijähriger nachzuerleben. So gesehen erfahre ich doch, wie es in der Kita war. Aber Gespenster, die gibt es trotzdem nicht. Oder?

SCHMUCKFOTOS GESUCHT

Welcher Schmuck liegt Ihnen am Herzen? Welche Geschichte können Sie dazu erzählen? Ob Ring oder Kette: Schicken Sie uns bis zum 28. November ein Foto davon sowie wenige Zeilen, Ihren Namen, Ihre Adresse und Telefonnummer für Rückfragen bitte an: WAZ Wochenende, Friedrichstraße 34-38, 45128 Essen. Oder: lebenundfamilie@waz.de

